

# Keine Tränen mehr

Die Tragödie als Hologramm: Karin Henkel zeigt in Zürich die «Elektra»

Von Christoph Fellmann  
(nachtkritik.de, 13.1.2013)

Der Gesang wüsste schon, wie Erlösung geht. Oh Elektra, won't you weep no more, so gospelt es zu Beginn zur elektrischen Gitarre. Und doch, es ist ein Gesang in Endlosschleife, und bekanntlich kommt alles noch viel schlimmer. Viel verhängnisvoller. Denn vor dem Haus der Atriden, nur durch zwei schmale Bretter von der Tür getrennt, klafft ein Grab. Da fällt so gut wie hinein, wer das Haus verlässt. Und umgekehrt, was ihm entsteigt, hat schon sozusagen an der Tür geklopft. Die «Elektra», die Karin Henkel im Zürcher Schiffbau aus den verschiedensten Vorlagen eingerichtet hat, hat hier, an dieser Tür, oder vielleicht besser: an diesem Grab ihren Dreh- und Angelpunkt.

Denn Henkel zeigt uns zwei Stücke. Die eine Hälfte des Publikums nimmt vorerst drinnen Platz, in der privaten Stube der Atriden gewissermassen, ein Teil sogar in den Fauteuils, die da stehen und die zurecht wie Secondhand-Möbel aussehen, denn der alte Hausherr ist tot. Drinnen halb gelöste Stimmung, draussen Wasserfolter: Die andere Hälfte begibt sich vor die Tür, wo Elektra ihren Platz im Regen eingenommen hat und sich in langen Monologen wie eine Amokläuferin für den finalen Akt programmiert, denn: Man «muss dem Muss gehorchen». Zur Pause werden die Plätze getauscht, und alles beginnt nochmals von vorn; wie erwähnt, muss diese Geschichte dem Muss gehorchen. Dem Verhängnis, dass sie nie mehr aufhört, wenn sie mal begonnen hat.

Es ist eine grandiose Idee. Und mit wenigen, kaum bedeutenden Abstrichen hat Karin Henkel sie zu fassen gekriegt. So kommt es, dass wir auf die «Elektra» blicken wie in ein Hologramm, in ständig kippenden Perspektiven. Denn während man vor dem Haus, im Regen, der «Elektra» folgt, so wie sie Sophokles und Hugo von Hofmannsthal erzählt haben, also vor allem aus der Perspektive der Elektra, die auf ihren Bruder Orest wartet, um ihn zum Werkzeug ihrer Rache zu machen; während dem also erlebt man drinnen dasselbe aus der Perspektive von Klytaimnestra, die sterben soll. Doch wird hier mit Euripides («Iphigenie in Aulis») und Aischylos («Orestie») zugleich die Vorgeschichte erzählt: Der Mord von Agamemnon an Iphigenie, der Tochter von Klytaimnestra und Schwester von Elektra, sodann der Mord der Klytaimnestra an Agamemnon, ihrem Mann. «Mord um Mord, Schlag um Schlag, Recht um Recht, Schuld um Schuld», wie es so schön heisst.

Um die Gleichzeitigkeit der eigentlich linearen Rachefolge zu etablieren, hat der Abend zu Beginn den einen oder anderen didaktischen Moment. Schnell aber kommt die Konstruktion in einen verblüffenden Schwebезustand. Die Lebendigen begegnen den Toten wie alten Geistern, die sie plagen. Von der anderen Seite der Hausfront hört man die Echos eines vergangenen oder auch zukünftigen Geschehens. Michael Neuenschwan-

der geht als Agamemnon durch die Tür ins Grab und kommt als Orest zurück, und genau gleich kehrt Lena Lauzemis als Chrysothemis wieder, nachdem sie als ihre Schwester Iphigenie verblutet ist. Und Elektra, das Kind in seinem vom Blut des Vaters verschmierten Kleidchen – es trifft schliesslich Elektra, die Frau im noch sauberen Kleid. Klingt kompliziert? Ist völlig einleuchtend, wenn man es sieht. Und regelrecht erschütternd, wenn sich Paula Blaser (die an der Premiere die kleine Elektra spielte) und Carolin Conrad die Hand reichen. Ein Trauma von einem Bild.

«Wer traf, wird getroffen», heisst es einmal. Dieses Verhängnis wird bei Aischylos erst im dritten Teil der «Orestie» gelöst, dem Teil also, der an diesem Abend aussen vor bleibt. Der Unerbittlichkeit dieser Logik begegnet die Regie anders, vielleicht sogar schöner, falls dieses Wort erlaubt ist: nämlich mit kurzen Momenten, in denen die Erlösung möglich wäre. Als sich Elektra und Klytaimnestra vor der Tür, über dem Grab, endlich in die Arme ringen. Oder als Orest, bevor er mit der Axt ins Haus geht, vor der Tür, an der Wand zusammenbricht. Karin Henkel zeigt die Treffenden immer auch als Getroffene, und das ganz einfach dadurch, dass sie ihre Vergangenheit präsent hält. «Die Vergangenheit ist nicht tot», hat William Faulkner gesagt, «sie ist noch nicht einmal vergangen.» Auch die Kamera des Chronisten (Fritz Fenne) hält sie wach und zoomt sie heran. Die Gründe und die Gefühle. Und die Rechtfertigungen, die das Gegenteil sind von Recht, und die sich dennoch mit jedem Mord wiederholen. Und so geht der kurze Moment, da die Geschichte enden könnte, auch gleich wieder vorbei.

Und die Geschichte weiter. Zuletzt macht sich Orest zum Marodeur, der sein Vater schon war, Michael Neuenschwander zeigt es erbarmungslos. Die nervenaufreibende Lena Schwarz geht als heillos zerrissene Klytaimnestra ins Grab und steigt als geheilter Geist heraus. Und die nicht minder grossartige Carolin Conrad, ihr kann man in ihrem klastrophobischen Draussen vor der Tür dabei zusehen, wie sie sich schwach redet. So lange, bis sie stark genug ist, notfalls selbst mit der Axt durch die Tür hinein zu gehen. «Seht ihr diese Wunde?», sagt sie. «Bewahrt sie in euren Herzen.» Es ist, als habe sie ein uraltes Lied erhört: Oh Elektra, won't you weep no more.